

The Concept of Person and the Concept of Sexuality in Judaism, Christianity and Islam

Tagung der Forschungseinheit *KCID Key Concepts in Interreligious Discourses*
FAU Erlangen-Nürnberg, 13.–15. Februar 2019

In zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Tagungen widmete sich ein international besetzter Kreis von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg den beiden Konzepten „Person“ und „Sexualität“ in Judentum, Christentum und Islam. Dazu lud die Forschungsstelle *KCID (Key Concepts in Interreligious Discourses)* ein, die seit 2016 unter der Leitung von Prof. Dr. Georges Tamer (Lehrstuhl für Orientalische Philologie und Islamwissenschaft, FAU Erlangen-Nürnberg) steht. Damit wurde die Untersuchung zentraler Begrifflichkeiten in den drei verwandten monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam fortgesetzt, mit der *KCID* Grundlagenforschung mit dem Ziel interreligiöser Verständigung betreibt.

Die Erzählung von der Übertretung des göttlichen Gebotes durch den ersten Menschen (*ādām אָדָם*) und seiner Vertreibung aus dem Paradies, die im Judentum, Christentum und Islam tradiert wird, sei nicht nur ein Urbild des Bewusstwerdens der menschlichen Blöße und des Umgangs damit, sondern führe uns, so Prof. Aryeh Botwinick (Philadelphia), auch direkt ins Zentrum des jüdischen Konzepts der Person. Denn kennzeichnend für dieses sei, dass den Menschen von Gott die Fähigkeit zur Unterscheidung zwischen Gut und Böse gegeben, die Erkenntnis der höchsten Wahrheit aber vorenthalten worden sei. Dadurch stünden sie zu Gott in einer Beziehung, die durch eine unüberwindbare Asymmetrie gekennzeichnet sei und durch die Vertreibung aus dem Paradies ver-sinnbildlicht werde. Die Kluft zwischen Gott und Mensch sei unendlich, sodass der Mensch in seinem Streben, diese Lücke zu schließen, notwendigerweise immer wieder scheitern müsse. Was ihm aber auch nach der Vertreibung aus dem Paradies bleibe, seien die göttlichen Gebote, die zu befolgen ihm aufgetragen worden sei, selbst wenn er keine vollkommene Einsicht in sie habe. Ein weiteres Charakteristikum des jüdischen Verständnisses von „Personsein“

sei, dass dieses stets über das Individuum und sein hiesiges Leben hinausweise: Als Glaubender sei der Mensch Teil der Gemeinschaft aller Glaubenden und seine Beziehung zu Gott ende nicht mit dem Tod, sondern bestehe bis ans Ende aller Zeiten.

Das „In-Beziehung-Stehen“ bilde, wie Prof. Edward Alam (Beirut) deutlich machte, von Beginn an das Zentrum des christlichen Verständnisses von Person. Von besonderer Bedeutung für die Entwicklung des Begriffs sei die Notwendigkeit der frühen Kirche gewesen, die Frage zu klären, wie Jesus Christus zugleich als Mensch und Gott gedacht werden kann. Von bleibender Bedeutung sei hier die Unterscheidung zwischen *hypostasis* und *prosopon*, nach der in der Bestimmung des Konzils von Chalcedon im Jahr 451 Jesus Christus als *eine Hypostase* verstanden wird, die in sich die menschliche und göttliche Natur vereinigt. Die Spannung zwischen der Person als Einheit und den unterschiedlichen Formen ihres Daseins finde sich auch in der theologischen und philosophischen Definition der menschlichen Person wieder, wobei der Akzent mal mehr auf dem personalen Kern (Cartesianismus) und mal mehr auf der Fülle der Aktualisierungen des Personseins liege. Von Gott als einer Person zu sprechen, sei aus islamischer Sicht undenkbar. Selbst auf Engel, erläuterte Prof. Peter Riddell (Melbourne), würden die Begriffe *nās*, *nafs* oder *rağul*, die sich für den Terminus „Person“ im Koran und den Hadithen finden, niemals angewandt. Der Koran betrachte eine Person in erster Linie hinsichtlich ihres Vermögens, dem Willen Gottes zu entsprechen, wobei die Rolle der Vernunft und des freien Willens in den verschiedenen Strömungen des Islam unterschiedlich bewertet werde. Riddell unterscheidet schematisch drei verschiedene Richtungen des islamischen Denkens: Die erste Richtung vertrete die Auffassung, dass ausnahmslos alles von Gott vorherbestimmt sei und der Zweck der Schaffung des Menschen gemäß Sure 51:56 darin bestehe,

dass dieser Gott diene. Heutige Gelehrte wie der indonesische Theologe Marwan Hadidi bin Musa (geb. 1985) interpretierten diese Bestimmung als „In-Beziehung-zu-Gott-leben“. Die zweite Gruppe bestreite nicht die Bestimmung in Sure 51:56, betone aber, dass der Mensch Gott aus freiem Willen folgen solle – das heißt auch aus freier Überlegung. Die dritte Strömung sei die des Sufismus, in der Selbst- und Gotteserkenntnis konvergieren.

Noch stärker als im Fall des Personenkonzepts zeigte sich die Vielzahl unterschiedlicher Richtungen und Tendenzen in der Darstellung und Bewertung sexuellen Verhaltens in den Religionen. Dies gilt sowohl in historischer als auch in synchroner Betrachtung. Die Hebräische Bibel konfrontiere den Leser mit einer Reihe von sexuellen Beziehungen, die uns aus heutiger Sicht als unmoralisch erschienen, ohne diese – mit Ausnahme des Verbots homosexueller Handlungen zwischen Männern – zu bewerten. Somit ließen sich, so Prof. Sarah Imhoff (Bloomington), über das genannte Verbot hinaus auch keine eindeutigen Regeln aus der Hebräischen Bibel ableiten, wie sexuelle Beziehungen auszusehen hätten. Das bedeute aber nicht, dass die jüdische Tradition nicht auch eine Reihe von Aussagen darüber enthalte, was geboten und nicht geboten sei und welchen Status die Sexualität im Leben des Menschen haben sollte. Je nach kulturellem und historischem Kontext sei mal eine mehr und mal eine minder rigide Sexualmoral propagiert worden, doch anders als im Christentum sei Sexualität niemals als generell sündhaft angesehen worden. Die Identifikation von Sexualität und menschlicher Ursünde, so führte Prof. Heike Walz (Neuendettelsau) aus, erhalte bereits mit den paulinischen Schriften Einzug ins Christentum und dominiere bis heute in weiten Teilen die christliche Sexualmoral. Die Vorstellung, dass sexuelle Handlungen nur erlaubt seien, sofern sie im Rahmen der Ehe vollzogen würden und allein der Fortpflanzung dienten, sei im Laufe der Theologiegeschichte dabei unterschiedlich begründet worden und sei spätestens dann problematisch geworden, als Christen im Zuge der Missionierung auf Völker getroffen seien, für die Sexualität in die kosmische Ordnung eingebettet und aus diesem Grund die Identifikation von Sexualität und Sünde völlig unverständlich gewesen sei. In der heutigen Zeit verlaufe der kulturelle Graben hinsichtlich des Verständnisses von Sexualität quer durch die Gesellschaft, in der sich Liberale und Orthodoxe einander gegenüberstünden und auch reli-

gionsübergreifend Verbündete fänden. Positive Konzepte von Sexualität müssten an das Christentum aber auch nicht nur von außen herangetragen werden, sondern seien auch in der eigenen Tradition enthalten, wie etwa in der Verbindung von Eros und Spiritualität, die unter Rückbezug auf das Hohelied in verschiedenen Frömmigkeitsformen und der Mystik zu finden sei.

Auch in Bezug auf den Islam, so stellte Prof. Patrick Franke (Bamberg) abschließend heraus, könne man nicht von *einem* Konzept der Sexualität sprechen und zwar schon deshalb nicht, weil der Begriff „Sexualität“ erst in neuerer Zeit entwickelt worden sei. Der Begriff könne aber heuristisch dazu benutzt werden, den Islam in seiner historischen Entwicklung und in seinen unterschiedlichen Richtungen daraufhin zu untersuchen, wie sich dessen Umgang mit einem breiten Spektrum von Fragen gestaltet habe, die wir heute dem Bereich der Sexualität zuordneten. Festgehalten werden könne im Hinblick darauf zunächst, dass einige Elemente – wie etwa die Beschneidung – aus vorislamischer Zeit übernommen worden, andere – wie die Ablehnung sexueller Enthaltsamkeit oder die Einführung der asymmetrischen Endogamie – bereits zu Lebzeiten Mohammeds neu hinzugekommen seien. Das sich später entwickelnde islamische Recht (*fiqh*) regele eine Reihe von Formen des sexuellen Umgangs auf gesetzlicher Ebene und stelle einige auch unter Strafe. Da „erlaubte“ Formen von Sexualität im Islam ausdrücklich als lustvoll – und nicht allein der Fortpflanzung dienend – angesehen würden, habe sich unter Einfluss der indischen Erotologie auch eine eigene Form der islamischen *ars erotica* entwickeln können. Heute stehe die islamische Sexualethik angesichts von „westlichen“ Ideen wie jener der sexuellen Selbstbestimmung oder der Gleichberechtigung von Mann und Frau vor ähnlichen Herausforderungen wie die jüdische und christliche.

Die Ergebnisse dieser wie der vorangegangenen Tagungen werden als Buchreihe im Verlag De Gruyter publiziert. Die nächste KCID-Tagung hat die Konzepte „Body“ und „Soul“ zum Gegenstand und findet vom 26. bis 28. Juni 2019 an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt statt, mit der die Forschungsstelle KCID seit November 2018 eine Kooperation unterhält.

Von Dr. Katja Thörner, Forschungsstelle KCID,
FAU Erlangen-Nürnberg